

Stefan Busse

## Verstandene Unterschiede schaffen Gemeinsamkeit ...

Interview mit Katharina Stahlmann und Michael Funke.

**Stefan Busse [S.B.]:** Was ich von euch weiß ist, dass du, Katharina, aus dem Westen kommst, und dass du, Michael, aus dem Osten, schon eine Weile zusammen arbeitet und dass es euch vermutlich ähnlich gegangen ist, wie so manchem Supervisor und Coach, dass man denkt das Ost-West-Thema hat sich einigermaßen beruhigt nach 15 bis 20 Jahren. Aber ihr seid in eurer Arbeit darüber gestolpert, dass es nach so langer Zeit doch noch Irritationen gibt und das war für euch der Anlass für ein selbstreflexives Projekt ...

**Katharina Stahlmann [K.S.]:** Ich bin über das Thema zum ersten Mal gestolpert, als ich ungefähr 15 Jahre nach der Wiedervereinigung in einem Arbeitszusammenhang Irritationen erlebte. Ich hatte den Eindruck, hier läuft etwas unround und fand keine Antwort auf die Frage, woran es liegen könnte: an hierarchischen Fragen oder an der Frage der Arbeitszuschnitte, der Aufgabenbereiche oder an persönlichen Antipathien? Ich hatte den Eindruck, es handelt sich um Phänomene, für die ich bislang keine Kategorien hatte. Über die Arbeit in einer ost-west-gemischten Gruppe von Organisationsberatern, die sich explizit diesem Thema widmete, stellte ich dann fest, dass auch ich als Westdeutsche gedacht hatte, es gäbe nach so langer Zeit keine relevanten Unterschiede mehr zwischen Ost- und Westdeutschen. Meine implizite Annahme über mich selber war: Ich bin so viel umgezogen, habe auch im Ausland gelebt, dann wird der Ostberliner Stadtrand doch kein Problem für mich darstellen – aber es war anders.

**S.B.:** Was ist eine Irritation für dich gewesen?

**K.S.:** Ich hatte das Gefühl, ich kann nicht richtig landen. Die Kollegen verstanden mich nicht oder ich fühlte mich immer irgendwie ausgebootet. Im Westen hätte ich gedacht, hier stimmt etwas atmosphärisch nicht, irgendwie mögen die mich nicht oder es gibt im Untergrund einen verdeckten Zwangskontext; wobei das Gefühl latent war, es gab keine offenen Konflikte oder Ähnliches, aber es fühlte sich latent widerständig an.

**S.B.:** Michael, woran hast du so etwas gemerkt, als Ostdeutscher?

**Michael Funke [M.F.]:** Ich begann 1994 als Supervisor zu arbeiten. Also in einer Zeit, die noch sehr stark durch einen typisch ostdeutschen Kontext geprägt war. Zugleich gab es auf allen Systemebenen deutlich westdeutsche Einflüsse und Teams mit westdeutschen Teamleitern. In-

sofern war Ost-West ein permanentes Thema, das allerdings weniger als Kulturthema, sondern eher als grundsätzliches Abwertungs- oder Widerstandsthema verstanden worden ist. Die Klischeebildung – die Wessis, die Ossis – war in vollem Gange. Im Laufe der Zeit wurde das Thema immer weniger benannt, angeblich um keine alten Gräben aufzureißen. In meiner Wahrnehmung begann das Thema ungefähr 15 Jahre nach der Wende erst wieder besprechbar zu werden. Offensichtlich weil ein Stück Konsolidierung eingetreten ist, weil jetzt klar ist, es ist nichts mehr zurückzudrehen. Wir sind so aufeinander verwiesen, so wie es ist, kann man es mit etwas Abstand anschauen.

**S.B.:** Hast du dafür ein Beispiel?

**M.F.:** Es kamen immer mehr westdeutsche Führungskräfte, die ihre Irritationen in die ostdeutsche Supervision mit einbrachten: „Da ist irgendetwas, das ich nicht verstehe, da sind Menschen, die ich nicht verstehe ...“. Ein Abteilungsleiter berichtet: „Ich habe mit meinen Mitarbeitern zusammengesessen. Wir haben etwas vereinbart, dem nicht widersprochen wurde. In den alten Bundesländern heißt Schweigen Zustimmung. Dass das hier etwas anders ist, habe ich schmerzlich lernen müssen.“

**S.B.:** Aber da könnte man ja sagen, dass das Reservoir an Irritationen unendlich ist, weil ja immer noch Westdeutsche kommen, die noch nicht hier waren ...

**M.F.:** Ich glaube, die Ebene der Bearbeitung hat sich etwas verschoben. Die erste Ebene war ursprünglich eine Ebene der Machtkonzentration: Wir als Ost-Team kriegen jetzt einen West-Chef. Wieso kann das keiner von uns machen? Und dort ging es real um die Macht, die Machtebene und das hat sich verschoben mehr auf eine Kultur-, Verstehens- und Begreifensebene. Das ist auch die Parallele zu uns gewesen, dass man das dann selber als Berater spiegelt ...

**S.B.:** Das heißt, ihr habt angefangen nicht nur über die Phänomene nachzudenken, die euch in den Supervisionen begegnen, sondern eure eigenen Hintergründe zu reflektieren.

**K.S.:** Das war das Ausgangsmotiv: Was ist los? Die Suche nach Antworten führte uns über den Weg des gegenseitigen Erzählens unseres jeweiligen Gewordenseins. Jemandem von mir zu erzählen hat zweierlei Wirkung. Erstens versteht der andere etwas von mir und zweitens werde ich mir selber über mich klarer. In dieser Arbeitsgruppe ha-

## *Offizielle deutsch-deutsche Begegnungen gab es meines Wissens nur vor der Wende.*

ben wir erlebt, dass der gemeinsame Blick auf die Unterschiede Gemeinschaft schafft. Zu Beginn war es nicht leicht wertfrei miteinander auf die Unterschiede zu gucken, weil die Unterschiede noch so bedrohlich und von Abwertungsbefürchtungen umstellt waren. Das hat sich verändert.

**S.B.:** Verständene Unterschiede schaffen Gemeinsamkeit ...

**M.F.:** Vielleicht kann ich da ja mal einhaken ... Ich denke, wir haben etwas getan, wo wir jetzt im Nachhinein sagen können, das wäre einfach am Anfang dran gewesen. Aber es hat niemanden nach der Wende gegeben, der das so stark eingefordert hat. Also in jeder Firma, wo große Firmen vereinigt werden, gibt es eine Phase, die heißt Post Merger Integration, wo ganz ausdrücklich darauf geguckt wird, wie bringen wir unterschiedliche Organisationskulturen zusammen.

**S.B.:** Das irritiert mich doch ein bisschen, weil es Anfang der 90er-Jahre im politischen oder öffentlichen Diskurs fast schon zum guten Ton gehörte, zu sagen, wir müssen uns besser verstehen, wir müssen uns unsere Biografien erzählen ...

**M.F.:** Aber aus dem Wir-müssten ist kein Prozess geworden. Nach dem Krieg haben Adenauer und de Gaulle die deutsch-französische Integration angestoßen. Und ganz fest verankert waren regelmäßige Schüleraustausche, ein kultureller Prozess, der bis heute anhält.

**K.S.:** Offizielle deutsch-deutsche Begegnungen gab es meines Wissens nur vor der Wende. Um einen interkulturellen Dialog als offiziellen Prozess etablieren zu können, muss zunächst anerkannt werden, dass diese 40 Jahre Teilung zwei unterschiedliche soziale Gebilde zur Folge hatten und damit interkulturellen Austausch überhaupt erst nötig machen. Das wäre jedoch direkt nach der Wende als bedrohlich empfunden worden. Aus westdeutscher Sicht gab es lange Zeit eine politische Strömung, die DDR nicht als eigenen Staat anzuerkennen, weil das vom Empfinden her bedeutet hätte, sich mit der Teilung an sich abzufinden. Dieses politische Credo, das später zwar nicht mehr die offizielle Politik prägte, führte jedoch als Haltung dazu, dass der Blick auf die gewordenen Unterschiede verstellt war. Und auf ostdeutscher Seite waren zu Beginn der Wendezeit diejenigen, die die Unterschiedlichkeit und das Interkulturelle betonten, auch keine besonders starke Gruppe.

**S.B.:** Das heißt also, dass der deutsch-deutsche Dialog besser in Gang gekommen wäre, wenn er im Vorfeld schon auf Anerkennung beruht hätte?

**M.F.:** Für mich gibt es hier eine deutliche Parallele zu dem Thema Gender. Der Begriff des Gender-Bias verweist auf einen grundlegenden Unterschied, der aber eigentlich nur von einer Seite wahrgenommen wird. Für mich ist es das Bild einer Stufe – wenn ich von oben auf der Treppe nach unten schaue, dann sehe ich nichts, wenn ich aber von unten gucke, sehe ich diese Stufe und sehe möglicherweise auch einen Subtext, der an dieser Stufe dran steht.

**S.B.:** Schönes Bild.

**M.F.:** Das ist praktisch die Westsicht, die sagt, wir sind doch eigentlich alle gleich, was habt ihr eigentlich noch, was wollt ihr noch. Aber da ist noch etwas, eine Krümmung, da ist noch Geschichte und ein Bedürfnis, als anders wahrgenommen zu werden ...

**S.B.:** Ich muss aber noch mal anders fragen: Warum ist es denn nach 20 Jahren Erfahrung miteinander, nach der Hälfte der Zeit von 40 Jahren Trennung, nicht nur möglich, sondern eben auch immer noch nötig darüber zu reden?

**M.F.:** Eine Hypothese ist, dass Dinge, die verdrängt sind, wie Verletzungen, Beschädigungen, immer mal wieder hochkommen, wenn sie nicht bearbeitet sind. Wir haben hier Parallelen zu Menschen, die den Zweiten Weltkrieg erlebt haben, die die ganze Zeit nicht darüber erzählt haben, erst im Alter, wenn sie endlich die Gelegenheit dazu hatten, befreiend darüber erzählen können, wie es ihnen ergangen ist. Und vielleicht ist das nicht in dem geballten Ausmaß damit zu vergleichen, aber in der Verletztheit und in der eigenen Bedürftigkeit darüber zu sprechen.

**K.S.:** Auf gesellschaftspolitischer Ebene nehme ich unterschiedliche Phasen bezüglich des Blicks auf DDR-Leben und -Politik wahr. Dabei habe ich weiterhin den Eindruck, dass Diskussionen und öffentliche Debatten von viel Ideologie durchzogen sind. Das führt dann zumeist an der Frage „Unrechtssystem Ja oder Nein?“ zum Pendeln zwischen Verteufeln und Bagatellisieren. Das wird weiterhin sehr polar diskutiert und erscheint mir daher als ein Zeichen dafür, dass das Thema noch nicht verarbeitet ist.

**S.B.:** Dass es noch nicht verstanden und letztendlich noch nicht richtig begriffen ist.

**K.S.:** Auf einer arbeitspraktischen Ebene kann ich anhand eines Beispiels verdeutlichen, woran ich merke, dass das

*Ostdeutsche erzählen viel mehr von sich, erzählen immer ein Stück Biografie, wie viel Kinder sie haben, wer sie sind, während Westdeutsche eher auf den professionellen Kontext fokussieren.*

39

Thema nicht geklärt ist: Von Supervisionsteilnehmern eines fast reinen Ost-Teams in Brandenburg, das nun einen West-Leiter hat, wurde mir berichtet, wie irritierend und abwertend das Team es empfindet, dass der Einrichtungsleiter, der neu zugezogen ist, sich nicht eine Wohnung in einem der Nachbardörfer genommen hat, sondern in Berlin; entweder er pendelt nun oder übernachtet auch schon mal in der Einrichtung. Er stammt aus einer Großstadt. Auf einer nicht-politischen Ebene könnte man einfach sagen, gut, er ist alleinstehend, ihm tut es gut, gelegentlich Großstadt um sich zu haben und zwei Wohnungen zu unterhalten ist zu aufwendig. Aber in diesem Fall hat das Team sein Verhalten als Ablehnung des brandenburger Landlebens und damit als Ablehnung ihres Lebens, ihrer Identität empfunden.

S.B.: Als symbolische Ablehnung.

K.S.: Ja. Eine Frau meinte: „Ich habe ihm am Anfang gesagt: ‚Sei nicht so dumm‘“. Das heißt, da ist einerseits die Kränkung und gleichzeitig die Rache drin. Das wird dir nicht gut bekommen, wenn du uns nicht auf die Weise Wertschätzung zollst, die wir erwarten.

S.B.: Das ist natürlich auch etwas sehr Mächtiges von seiten der Osis.

K.S.: Ja. Es hat dann beides, da spielen Täter-Opfer-Konstellationen mit rein. Ich bin gekränkt, weil ich mich abgelehnt fühle, weil der neue West-Chef nicht wie jeder andere auch, im Nachbarort ganz normal und wertschätzend fürs brandenburger Land, eine Wohnung hat und beim lokalen Bäcker einkauft, sondern nach Berlin rein fährt. Und gleichzeitig ist die machtvolle Täterseite drin: Dafür muss er einen Tribut leisten, sozusagen einen Ausgleich schaffen; sonst können wir auch dafür sorgen, dass der hier kein Bein auf die Erde kriegt.

S.B.: Aber wäre das nicht genauso, wenn jetzt jemand in Franken, in Bayern, Baden-Württemberg etc. leben würde?

K.S.: Also, ich habe eine zeitlang in Frankfurt am Main gelebt, wenn da jemand auf dem Land arbeitet, irgendwo in der hessischen Pampa, und in Frankfurt lebt, dann würde man vielleicht fragen: „Warum tust du dir das Pendeln an?“ Aber ich glaube nicht, dass es diesen zusätzlichen Aspekt hätte, dass die Hessen sich gekränkt fühlen würden.

M.F.: Ich denke, hierbei wird deutlich, wonach die Ostdeutschen schauen: Das ist Vertrauen. Vertrauen war zu

DDR-Zeiten die Eintrittskarte in ein bestimmtes gesellschaftliches Subsystem. Kann ich jemandem vertrauen oder nicht? Alles andere hat sich dem nachgeordnet. Zuerst steht die Frage: Wie weit können wir diesem Menschen vertrauen? Passt der zu unserer Kultur? Erst dann geht es um die Sachfrage. Das äußert sich ganz klar auch in zwei unterschiedlichen Ansagen: Mitarbeiter im Osten sagen: „Unser Chef muss doch wissen, was los ist, der muss uns doch verstehen! Wieso versteht der uns nicht?“. Ich habe dann ganz erstaunt festgestellt, dass Katharina Stahlmann diesen Satz völlig absurd fand. Im Westkontext: Ein westdeutscher Arbeitnehmer würde nie von seinem Arbeitgeber verlangen, dass er ihn verstehen soll, sondern er würde es eher als eine Art von Freiheit schätzen, dass der Arbeitgeber nicht alles über einen weiß.

S.B.: Das heißt, im Osten gibt es immer noch so ein Beziehungs-Familien-Modell in den Arbeitsbeziehungen?

K.S.: Ich würde es eher bedrohlich finden, wenn ein Chef zu viel über mich weiß. Wer weiß, was der mit den Informationen macht?!

M.F.: Im Arbeitsalltag war es so, der andere, der neu dazukommt, muss etwas von sich erzählen. Erzähle einfach so, wer bist du. Dann war Vertrauen möglich. Und deswegen sind Einstiegsrunden in Bezug auf Ost und West unterschiedlich in der Selbstvorstellung. Ostdeutsche erzählen viel mehr von sich, erzählen immer ein Stück Biografie, wie viel Kinder sie haben, wer sie sind, während Westdeutsche eher auf den professionellen Kontext fokussieren. Ich merke das auch bei Firmenzusammenkünften: Wir wissen gar nicht, wer das ist. Also eine Irritation: Eine westdeutsche Führungskraft benimmt sich sehr professionell, erzählt wenig von sich und das empfindet sie als hochprofessionell, die anderen nicht mit ihrem Privatkontext zu belasten. Während die anderen sagen, wer ist denn das, der erzählt ja gar nichts von sich. Wir wissen gar nicht, wer das ist.

S.B.: So, ich würde jetzt noch mal den Faden aufnehmen in Bezug auf euren gemeinsamen Reflexionsprozess als Berater. Was habt ihr miteinander gemacht und was ist dabei rausgekommen?

K.S.: Das war wie eine Spirale – von äußeren Begebenheiten über Kindheitserinnerungen bis zu immer fundamentalen Aspekten, die uns prägen und Wertefragen.

*Es ist ein Bild entstanden – zwei Bäume oberhalb der Erde,  
die aber unter der Erde eine gemeinsame Wurzel haben.*

**S.B.:** War das mit Erschrecken oder Erstaunen verbunden – über sich selbst oder über den anderen?

**K.S.:** Das war vor allem mit vielen Entdeckungen verbunden und zwar in beide Richtungen: des Verstehens und Verstandenwerdens. Beides macht gute Gefühle: das eigene Aha-Erlebnis beim Zuhören als auch das der anderen während man selber erzählt „Ach so, so ist das – das habe ich ja gar nicht gewusst“. Vielfach haben wir gestaunt, was die andere Seite nicht wusste von Dingen, die uns selbstverständlich erschienen. Sichtbar wurde dabei, dass Ost und West jeweils keine monolithischen Gebilde waren, dass es im Westen sehr unterschiedliche Strömungen gab und Ost auch nicht gleich Ost ist. Und dann ist mir – ich stamme aus Westberlin – in dieser Arbeitsgruppe das erste Mal klar geworden, dass ich eine Westberliner Identität habe. Ich wusste vorher noch nicht mal, dass es so etwas gibt; aber es gibt nicht nur einen DDR-Gründungsmythos und einen BRD-Gründungsmythos, sondern auch einen Gründungsmythos für Westberlin – und obwohl ich die Gründungszeit nicht erlebt, sondern nur familiär vermittelt bekommen habe, prägt sie meine Identität mit. Das finde ich sehr spannend.

**S.B.:** Ach ja. Durch die Spiegelungen am anderen entdecke ich mich selbst. Michael, wie war es für dich?

**M.F.:** Ich glaube, was mich am meisten beeindruckt hat, war die große Lust und Energie, die dieser ganze Prozess hatte. Ich glaube, wenn man es zehn Jahre eher gemacht hätte, wäre es noch etwas schwieriger gewesen.

**S.B.:** Wären es mehr Auseinandersetzungen gewesen?

**M.F.:** Ja, mehr Auseinandersetzung und man konnte mit einem Stück mehr Gelassenheit drauf sehen und wir haben uns unsere Geschichten erzählt und es ist etwas passiert und wir haben den Begriff „Narbenentstörung“ gefunden.

**S.B.:** Narbenentstörung?

**M.F.:** *Narbenentstörung* – also wir haben uns unsere Geschichten erzählt und es war ausgesprochen lustvoll und heilend. Ja, das Kostbarste, was wir bekommen haben, war Verständnis. Und das war auch emotional etwas sehr Berührendes gewesen. Und wir haben dabei – wie es Katharina beschrieben hat – eine Art Zirkel durchschritten, also wer bin ich, wie bin ich geworden, wie bin ich durch die Wende gekommen, wie bin ich zu dem geworden, was ich bin und irgendwann waren wir dann bei

dem Allerinnersten – also: „Woran glaubst du eigentlich?“

**K.S.:** Wenn dieses „Woran glaubst du eigentlich“, deutlich wird, dann gibt es wiederum viele Bezüge zum Handeln: „Ach, weil dies deine innere Überzeugung ist, deshalb verhältst du dich jetzt in lauter einzelnen Beispielen so und so“. Es ist ein sehr vertrauensvoller Prozess, wenn mir jemand diese Zusammenhänge bei sich zeigt. Gleichzeitig war der Erkenntnisgewinn dieses Prozesses überindividuell. Das heißt, ich habe später in anderen Kontexten das Gefühl gehabt Menschen besser verstehen zu können, weil ich einmal diese Zusammenhänge zwischen DDR-Lebensverhältnissen und Prägungen erleben durfte. An einem Beispiel wird deutlicher, was ich meine: In unserer Arbeitsgruppe waren auch Menschen, die zu DDR-Zeiten eher systemfern waren und gelernt haben in der DDR gut klarzukommen, indem sie sich zurückgezogen, eine Form von Verdecktsein lebten und die sich so geschützt haben. Später ist mir in einer Firma dann eine Führungskraft begegnet, die auch eine DDR-systemferne Ost-Biografie hat. Die Art, wie diese Person sich als Führungskraft verhält, hat ganz viel damit zu tun, dass es eine prägende Zeit in ihrem Leben gab, in der sie gelernt hat, dass und wie man mit einer doppelten Ebene durchs Leben kommt und dass außen und innen ein Unterschied ist.

**M.F.:** Wir haben, glaube ich, einen nichtgeplanten methodischen Fünf- oder Sechsschritt gemacht, in einer ersten Phase uns unsere Geschichten erzählt und dann in einer zweiten Phase genau das gemacht, was du gesagt hast. Wir haben unsere Dinge, die uns geprägt haben, in die Mitte gelegt, wir haben das mitgebracht, was noch aus der Kindheit an Reliquien da war, die erste Puppe, die erste Schallplatte, ein Buch und hatten einen wunderschönen Berg von der Puppe bis zur Stasiakte. Dabei haben wir gemerkt, dass Dinge sehr unterschiedliche Bedeutung und Relevanz in Ost und West haben, obwohl es der gleiche Gegenstand ist und haben nach diesem Verstehen gemerkt, was unsere Kultur ist, und wie wir anders getickt haben.

Schließlich haben wir nach gemeinsamen Wurzeln gesucht und sind zurückgegangen in Politik und Zeitgeschichte und sind bei gemeinsamen Grundvorstellungen rausgekommen: Es ist ein Bild entstanden – zwei Bäume oberhalb der Erde, die aber unter der Erde eine gemeinsame Wurzel haben.

*Beide hatten im gewissen Sinne ihre „Stunde Null“ – hier der offizielle Antifaschismus, dort das Wirtschaftswunder.*

**S.B.:** Was ist denn das Gemeinsame, Verbindende oder Nährende – was habt ihr da entdeckt?

**K.S.:** Das zu sehen erweitert den Blick noch einmal. Es integriert die Teilungszeit in das große Ganze, denn es gibt ja jetzt schon wieder 20 Jahre gemeinsame Erfahrungen und es gab davor was anderes. Oft sind das ähnliche Familiengeschichten von Krieg und Flucht zum Beispiel aus Ostpreußen und man merkt beim Erzählen, wie zufällig es war, ob man schließlich im späteren Ost- oder Westteil Deutschlands landete – und sich dann entsprechend der unterschiedlichen Rahmenbedingungen anders weiterentwickelte. Aber spürbar wird dabei, dass es nichts damit zu tun hat, dass sich die eine Sorte Menschen auf der einen Seite zusammengefunden haben und die andere Sorte Menschen auf der anderen Seite.

**S.B.:** Du meinst, diese 40 Jahre sind damit in einen allgemeinen Zusammenhang integrierbarer, damit ist man nicht mehr so teilungsfixiert, weil wir einen gemeinsamen Ursprung haben ...

**M.F.:** Das ist noch mal der Rahmen – es sind nicht wie zwei wildfremde, die zur Hochzeit zusammenkommen und dann eine Kulturannäherung machen, sondern es gibt eine gemeinsame Basis, wie stark die auch immer bewusst ist.

**S.B.:** Aber das ist ja etwas, was nur die ganz Alten haben können, die ein Stück Biografie vor der Teilung haben oder was familienbiografisch vielleicht wieder zurückerinnert werden muss.

**K.S.:** Und es bezieht sich natürlich auch auf die gemeinsamen kulturellen Wurzeln in Literatur, Musik, Geistes- und sogar Industriegeschichte: die gemeinsamen Wurzeln gehen weit über das Familienbiografische hinaus. Aber natürlich sind diese langen Biografien, die die Teilungszeit als eine Etappe eines Lebens integrieren, sehr beeindruckend. Ich war neulich mal auf einer zeitgeschichtlichen, politischen Veranstaltung, auf der eine alte Dame von ihrem Leben und ihrem antifaschistischen Weltbild und Lebenskampf erzählte, in dem die DDR ein Abschnitt war, aber der bereits mit dem spanischen Bürgerkrieg begann und bei Weitem nicht 1989 endete. Das war sehr beeindruckend.

**M.F.:** Ich denke, in der DDR war die Zeit vor 1945 relativ gut abzuschneiden, im Sinne von: „Wir sind jetzt die anderen, wir machen jetzt was Neues“. Und da war eher der

Unterschied zu dem Vorherigen und da waren die Wurzeln eher nicht so gut und schwer verfügbar.

**S.B.:** Nun gut, das gilt aber für beide Deutschländer: Beide hatten im gewissen Sinne ihre „Stunde Null“ – hier der offizielle Antifaschismus, dort das Wirtschaftswunder – dieser erweiterte historische Blick ist vielleicht etwas, was erst jetzt beginnt möglich zu werden.

**K.S.:** Na ja, man kann Wirtschaftswunder und Antifaschismus auch als zwei unterschiedliche Formen von Traumaverarbeitung ansehen – alle miteinander waren hoch traumatisiert durch den Zweiten Weltkrieg.

**S.B.:** Genau, das Gemeinsame im Unterschiedlichen ist zu entdecken und dadurch wird es symmetrischer. Aber was heißt das jetzt für eure Beratungen?

**K.S.:** Lass mich noch einmal auf das Beispiel mit dem West-Chef zurückkommen, der seine Wohnung in Berlin hat: Ich kann mir vorstellen, dass es für dieses Team ein Vorteil ist, dass ich das jetzt unter einem Ost-West-Blickwinkel sehen kann. So kann ich vielleicht ein Stück Kulturvermittlung machen, also zum Beispiel sagen: „Na ja, Sie geben dem Phänomen, dass er nach Berlin pendelt eine bestimmte Bedeutung und diese Bedeutung vergeben Sie aufgrund Ihrer eigenen Biografien und Geschichten; aber das könnte ja auch ganz anders sein ...“. Und dann damit weiterarbeiten, dass eine intuitive Bedeutung vergeben wird, die gar nicht sein müsste. Das ist ein bisschen wie bei interkultureller Arbeit.

**M.F.:** Ich glaube, wir waren vorher auch bereit und wach, aber wir haben gemerkt, die aktive Auseinandersetzung damit macht noch mal ein zusätzliches Fenster auf. Es hat sich emotional was bewegt und die Last des Themas ist eher in 'ne freudige Lust übergegangen.

**K.S.:** Ja, der Humor ist zurückgekehrt: Wenn man die Unterschiedlichkeit anerkennen kann und nicht mehr darum kämpfen muss, die anderen einem gleichzumachen, dann kann man auch humorvoll-liebevoll sagen: „Ah ja, der ist so, weil er eben Ossi ist“. Oder: „Ich als West-Psychotante ...“ und dann kann man mit den Klischees spielen.

**M.F.:** So hat dieser Prozess auch einen Gewinn von beratender Freiheit – es ist Freiheit geworden und damit auch Qualität. Aber ich glaube auch, der Blick auf die ostdeutschen Ressourcen ich sehr verstellt gewesen. Vielleicht wird das jetzt einfach deutlich. Ich habe es ganz

*„Ihre Thematik ist zwar neu, was per se gut ist für ein Magazin. Doch haben wir einige Bedenken, dass das Hervorheben der Ost-West-Unterschiede Klischees stabilisieren könnte, also das Gegenteil von dem bewirkt, was es möchte ...“*

konkret erlebt in einer Firma, wo der Chef gesagt hat: „Mit den Änderungen jetzt in der Krise, mit den Einschnitten, die ich den Arbeitnehmern zumute, hätte ich im Westen ganz viel Schwierigkeiten bekommen, ganz viel Krach, und ich habe erlebt, wie bereitwillig die Menschen den Weg mitgetragen haben.“

S.B.: Da muss man sich dann aber auch nicht darauf beschränken, dass die Osis den Westdeutschen die Diktaturerfahrungen voraus haben, sondern vor allem Veränderungserfahrungen haben.

K.S.: Die Erfahrung eines wirklich radikalen Wandels.

S.B.: ... und dadurch nicht mehr so irritierbar sind. Um es etwas polemisch zuzuspitzen: Die Osis haben den Zusammenbruch des Sozialismus überlebt und sie überleben auch noch den des Kapitalismus.

K.S.: Ich habe neulich ein schönes Schild gesehen. Da stand drauf: „Es war nicht alles schlecht im Kapitalismus!“

M.F.: Spannend ist ja immer noch der öffentliche Umgang mit dem Thema. Mitten in unserem Prozess warb zum Beispiel die Zeitschrift *managerSeminare* um Anzeigen und Beiträge speziell für Ostdeutschland. Auf unser Angebot, unsere Erfahrungen dazu in einem Artikel zusammenzufassen, kam folgende Antwort: „Ihre Thematik ist zwar neu, was per se gut ist für ein Magazin. Doch haben wir einige Bedenken, dass das Hervorheben der Ost-West-Unterschiede Klischees stabilisieren könnte, also das Gegenteil von dem bewirkt, was es möchte ...“ Wie war das bei dem Thema Gender: Chancengleichheit beginnt mit dem Abrücken von der Gleichheitsvermutung. Ich glaube, das gilt auch für das Feld Ost-West – mit dem klaren Ziel, die Potenziale, die in den Unterschieden wie in den Gemeinsamkeiten liegen, sichtbar und fruchtbar zu machen. Auf dass gut zusammenwächst, was zusammengehört.